

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 4 (1924)
Heft: 4

Artikel: Der neue Geist in der Restauration
Autor: Feller, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-67185>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der neue Geist in der Restauration.

Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz zu Valangin am 2. Juli 1923.

Von R. Feller.

Die Schweizergeschichte erfuhr in den fünfzig Jahren zwischen der Helvetik und der Bundesverfassung von 1848 ihre stärkste Periodisierung. Die Ereignisse wurden von außen angeregt, überstürzten, stauten sich und bildeten tiefe Einschnitte, von denen sich die Perioden klar abheben: die Helvetik 1798—1803, die Mediation 1803—1813, die Restauration 1813—1830, die Regeneration 1830—1848. Diesem beschleunigten Ablauf der Dinge entspricht eine rasche Aufnahme neuer Gedanken, eine gewaltige Erweiterung des nationalen wie des individuellen Bewußtseins.

Die Helvetik überraschte die Schweiz in mittelalterlichem Gewande: das Volk politisch in Kantone, sozial in Stände geschieden. Die Helvetik wollte diese bunte Mannigfaltigkeit in die Form der Einheit und Gleichheit pressen, die Kantone verschmelzen, die ständische Ordnung auflösen und die Gesellschaft atomisieren. Der Versuch scheiterte am kantonalen Empfinden und am sozialen Schichtungsbedürfnis des Schweizers. Die Tatsachen erwiesen sich stärker als die Gedanken.

Die Mediation tat den Schritt zu den Kantonen zurück. Die Schweiz der Mediation, von der Sorge ums Dasein verzehrt, von äußersten Möglichkeiten bedroht, hatte für die Gestaltung des Geistes und der Form wenig übrig. In der Restauration triumphierte das alte über das revolutionäre Europa. Dem entsprach in der Schweiz ein zweiter, noch größerer Schritt zurück zum Gewesenen. In den Städtkantonen griff die Aristokratie nach den früheren Vorrechten; in den neuen Kantonen, den ehemaligen Zugewandten und Untertanen, erhob sich eine junge

Aristokratie des Geldes und der Bildung. Schwergewicht und Antrieb fielen an die Kantone zurück; sie begnügten sich mit einem lockeren Bundesverein, einem Staatenbund. In der Regeneration brachen die Ideen der Helvetik wieder auf; die Liberalen eroberten im ersten Anlauf die Kantone, im zweiten den Bundesstaat.

Jede Zeit gibt sich ihren eigenen Wert; der Nachwelt kommt das Urteil zu. Die Nachwelt nun läßt Licht, Lob und Rechtfertigung auf die Helvetik und die Regeneration fallen und behandelt die Restauration als das Aschenbrödel, das Unrecht bekommt; höchstens, daß man sie als Beruhigungszeit für das verstörte und erschöpfte Europa gelten lassen will. Im übrigen hat sie den modernen Instinkt gegen sich; sie gilt als reaktionär, weil sie die Schweiz ins 18. Jahrhundert zurückgeworfen habe. Das trifft vorweg für die Staatsform nicht zu. Das lose Bündel von Orten im 18. Jahrhundert, das der Göttinger Rechtslehrer Schlözer ganz richtig als eine *societas sine imperio*, einen Verein ohne Herrschergewalt, bezeichnete, war nicht als Staat aufgefaßt worden, kann nicht einmal als Staatenbund angesprochen werden. Noch das französische Bündnis von 1777 zählt als handelnde Rechtssubjekte schweizerischerseits die Orte und Zugewandten ohne Generalnenner auf. Die Schweiz der Restauration war wenigstens ein Staatenbund. Allerdings war dieser nach streng juristischem Begriff auch kein Staat, weil er keinen ursprünglichen und unabhängigen Willen, sondern nur eine abgeleitete, von den Kantonen geliehene Gewalt hatte. Nun aber wird das Wesen des Staates vom Rechtsbegriff nicht völlig erfaßt; der Staat ist auch ein Gesinnungsverhältnis und lebt als solches im Bewußtsein der Mitwelt. In- und Ausland empfanden die Schweiz der Restauration als einen Staat. Im ersten Pariser Frieden von 1814 heißt es: die Schweiz als unabhängiger Staat wird sich selbst zu regieren fortfahren. Im zweiten Pariser Frieden von 1815 wird Versoix dem schweizerischen Staat zuhanden Genfs abgetreten.

Doch so groß dieser Gewinn von staatlichem Bewußtsein ist, so genügt er nicht zur Rechtfertigung der Restauration, zur Überwindung des mächtigen Vorurteils, sie habe Geist und Le-

ben eingesargt. Ein feinfühliges Forscher wie Ernest Renan bemerkte einmal, die Jahre von 1815—1848 gehörten zu den glücklichsten Europas. Hier ist der Reichtum angedeutet: die Restauration gewährte dem neuen Geist die notwendige Spanne stillen Wachstums, ja, in der Restauration hebt der Rhythmus des modernen Lebens an. Es ist nun unsere Aufgabe, in einer gedrängten Zusammenschau aufzuzeigen, wie der neue Geist das Ganze des Lebens durchwaltete und die Kräfte entfesselte, wobei unsere Betrachtung nicht glatt aufgehen, sondern widerspruchsvoll wie die moderne Zivilisation bleiben wird.

Unser Ausgangspunkt ist die damals vorhandene Bildung: bei der großen Masse Unwissenheit, daher Hülfslosigkeit und Mißtrauen gegen den Geist, bei den mittleren Schichten Spießbürgertum und hausbackener Alltagsverstand, bei den höhern französische Bildung; die Helvetiker hatten den französischen Aufklärungston, die Aristokraten den französischen Weltton. Deutscher Geist ging wenig ein; das deutsche Theater stand noch fern. Wir lesen, daß 1814 Schillers Tell zum erstenmal in der Schweiz aufgeführt wurde. Kant hatte allerdings in der Helvetik eine tiefe Spur hinterlassen; er war in den helvetischen Ratssälen mit Rousseau zusammengestoßen; der eine war gegen den anderen gewogen worden. Jedenfalls war die höhere Bildung nicht einheitlich, sondern von fremden Einflüssen abhängig. Eine nationale Kultur gab es nicht, allenfalls einen gesunden nationalen Menschenverstand.

Die Hauptstädte genossen das Bildungsmonopol; die Theologie herrschte an den hohen Schulen vor. Die Spezialisierung der Wissenschaften steckte in den Anfängen; der Gelehrte war zu einer Vielseitigkeit verurteilt, die Beifall und nicht Bedenken erregte. Die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte begann sich erst zu regen. Noch lag der Urkundenschatz ungehoben, und über die Trümmer von Augusta Rauricorum stolperten Hirten und Herden. Wie entsagungsvoll und eingetan war das Leben des Gelehrten! Als Troxler in Luzern entlassen wurde, preßten ihm Gram und Wehmut die bitteren Worte ab: „In der Schweiz ist nur Alpengelände, Ackerbau, Viehzucht oder aber dann dürre Stapelplätze, Gewölbe und Fabrikhäuser. Da

habe ich keine Aussicht.“ Noch wurden für die große Menge keine Zeitungen, keine Bücher geschrieben. Auch die Angeregten entbehrten den Reiz des Täglichen. Die großen Linien des geistigen Horizontes fehlten. Dafür blühte das Glück im Winkel. Das Intime war besser verbunden und in Zusammenhang gebracht, die Gefühlswelt enger, aber einheitlicher als heute. Diese Leute verstanden ausgezeichnet, Briefe zu schreiben. Edle Seelen lebten sich im Religiösen aus.

Nun die Revolutionierung und Neuverteilung der Bildung. An den Hochschulen ging das Schwergewicht von der Theologie an die andern Wissenschaften über. Zugleich verlor die Hauptstadt das Bildungsmonopol. Das Wissen floß mit den neugegründeten Bezirksschulen aufs Land ab, und es meldeten sich von dieser Seite die Ansprüche, die das Wissen zur Folge hat. Wie billig, wurde der Student von der Bewegung am stärksten erfaßt. Er fand den Weg ins Ausland, nach Deutschland, wo die Rechtsschule von Savigny, die Philosophie von Hegel und Schelling eine ungekannte Anziehung ausübten. An den deutschen Universitäten fand der Schweizerstudent noch mehr, die neue Form seines Daseins, das Burschentum. Nachdem er bisher keine Vergangenheit gehabt, nachdem seinem gestaltenden Willen Schranken gesetzt, nachdem ihm alles, Arbeit, Erholung, Persönliches vorgeschrieben worden war, suchte er nun stürmisch seinen Wert und Rang in der Gesellschaft. Freilich, wie sich die ersten Versuche in der Schweiz hervorwagten, erregten sie Skandal, beschäftigten sie selbst die Polizei, bis der große Wurf gelang und 1819 die Zofingia gegründet wurde; damit war der Schritt zur Studentenseligkeit des 19. Jahrhunderts getan. Die Zofingia entstand in Nachahmung und zugleich zur Abwehr des deutschen Burschenwesens. Sie gab diesem den schweizerischen Ausdruck und beschloß 1822, kein Mitglied dürfe zugleich einer deutschen Verbindung angehören. Im übrigen mußten sich deutsche und französische Einflüsse bei uns vertragen, da der Schweizer das Geistige suchte, wo er es traf, namentlich ein ganzes andächtiges Studium auf fremde Staatsformen verwandte, um das Volksglück zu finden, und dabei doch eine Ausweitung der Denkart ins Europäische erfuhr. Frei-

lich, Paul Usteri, der verstandeshelle Aufklärer französischer Prägung, konnte recht wegwerfend von der philosophischen Dämmererschule Schellings, der sein Freund Troxler angehörte, sprechen.

Wir müssen noch einer höhern Beziehung unseres Volkes nachgehen, seinem Verhältnis zur Romantik. Die Romantik antwortete der revolutionierenden Aufklärung mit der Rückwärtswendung des Bewußtseins in Recht, Religion, Politik, Literatur und Sitte und hegte das Wunder als ihr liebstes Kind. Sie kam von außen und schlug in der Schweiz nicht durch. Gerade das besonders Romantische, der süße Duft, das Wunder der blauen Blume, ging dem spröden Sinn des Schweizers nicht ein. Die Romantik wurde bei uns nicht Weltanschauung, sondern nur eine literarische Gattung; auch Gotthelf hat des romantischen Geistes einen Hauch gespürt.

Dagegen trug die Romantik eine eigentümliche Belebung in das Religiöse. Der Glaube war in früherer Zeit für die große Mehrzahl die einzige geistige Speise gewesen; er beruhte auf dem ungeheuren uralten Pessimismus des Menschengeschlechtes, daß die Erde ein Jammertal sei, und fand ihren überzeugten Ausdruck in der Erbsünde. Dafür stillte er das angeborene Glücksverlangen der Menschheit mit dem weltüberwindenden Zukunftstrost: Verzicht auf die armen Freuden dieses Lebens und dafür im Jenseits Wonne, Seligkeit ohne Ermessen. Da kam im 18. Jahrhundert die Aufklärung und warf den Optimismus in die Welt; sie pries den Menschen als das herrlichste Wesen der Schöpfung und belehrte ihn, daß er schon im Diesseits zum Glück berufen sei, wenn er sich aufraffe: ein neues Ideal, das man die Humanität nannte. Töne von tiefem, reinem Klang forderten zu einem verjüngten Dasein auf. Es ging wie ein Rausch durch die Menschheit, und in der großen Revolution suchte sie ihre neue Bestimmung. Jetzt, nach 25 Jahren voll von Blut und Tränen, stand sie ernüchtert da. Ein gewaltiges Schicksal war an ihr vorbeigerauscht: Napoleon, diese Gestalt unter Jahrhunderten, sein Aufstieg, seine Überhebung, sein Sturz. Scheu erkannte der Mensch das Walten höherer Mächte. Nach einer Periode der Skepsis, der Freigeisterei und

Überlegenheit wurde die Welt wieder gläubig; die Stoß- und Werbekraft ging von der Humanität an die alte Seligkeit über. Es ergriff die beiden Bekenntnisse nach ihrer Art. Auf reformierter Seite vernahm man die Stimme Einzelner. In der Schweiz erschien Frau von Krüdener und warf die Gärung in die aufgelockerten Herzen. Doch zu edel, um Abenteurerin, zu sehr Dame, um Prophetin zu sein, scheiterte sie am innern Widerspruch, hinterließ aber eine Welle der Erweckung, die den Vernunftglauben der Landeskirchen erschütterte und in Sekten zerflatterte.

Auf katholischer Seite holte die Kirche zu einem Vorstoß aus, um das zurückzunehmen, was ihr die Revolution entrissen hatte. Zwar ihre Dogmen, ihre Organisation standen fest. Aber sie kehrte um eine Erfahrung reicher aus der babylonischen Gefangenschaft zurück. Sie hatte erleben müssen, wie die obern Stände zur Freigeisterei abgefallen waren; die Gläubigkeit der Massen hatte im Sturme nicht gewankt. Darnach richtete die Kirche ihre Methoden ein: sie demokratisierte, sie popularisierte sie und sollte damit sehr weit kommen. Darum war es ein Irrtum, wenn der Restaurator Karl Ludwig von Haller auf die Verbindung von Thron und Altar schwor. Wir wissen heute, daß der Katholizismus nicht auf Throne angewiesen ist; er ist noch nach anderer Seite bündnisfähig.

Jedenfalls bestand damals bei beiden Bekenntnissen eine Spannung zum Staat, die dem Gewissen zugute kam. Wenn wir aber von hier aus sagen sollen, wie das Gewissen unseres Volkes beschaffen war, ob es sein Bestes im Endlichen oder Unendlichen suchte, wie es Gut und Böse beurteilte, so müssen wir gestehen, in diese Tiefen wagen wir nicht einzudringen.

Nun der Mensch in seinem Erwerb. Die Revolution hatte das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte verkündet, und die Restauration ließ soviel davon gelten, daß das Wirtschaftsleben in den wichtigsten Erscheinungen ungehemmt blieb. Wenn wir die drei Größen, Individuum, Gesellschaft und Staat nebeneinander setzen, so ergibt sich in der Restauration fast durchwegs ein Gewinn des Individuums auf Kosten der beiden andern. Noch der Staat des 18. Jahrhunderts hatte mit unbegrenzter Zwecksetzung Inner- und Außermenschliches, Gesinnungen und

Güter erzeugen wollen. Jetzt ließ er den Griff auf die Volkswirtschaft fahren, und in Landwirtschaft und Industrie brach der Individualismus mit ungeahnter Schnellkraft durch, Wunder wirkend.

Genossenschaftlich hatte der Alamanne in der Völkerwanderung den Boden in Besitz genommen, im Flurzwang ihn bis ins 19. Jahrhundert bestellt. Schon hatten sich die Fesseln gelockert, als das Hungerjahr 1817 die strenge Mahnung erteilte, den Acker besser zu benützen. Jetzt fielen die Schranken, die Brachen schwanden, und unter der Hand des Bauern verjüngte sich die Flur. Wir rufen einen klassischen Zeugen, Gotthelf, an. Wie der Held seines Bauernspiegels 1830 nach langen Jahren aus französischen Diensten ins Emmental zurückgekehrt, bricht er ergriffen in die schöne Schilderung aus: „Die ganze Landschaft schien mir wie umgewandelt. Neue Häuser glänzten überall zwischen wohlerhaltenen Bäumen hervor. Und waren das die mageren Äcker noch, die früher gähnten und ermatteten, und jetzt bedeckt mit büstendichtem Gras! Kartoffelfelder erstreckten sich weithin, wo ehemals nur einzelne Stauden gestanden in wehmütiger Magerkeit.“ Dieser Aufschwung hatte auch seine soziale Seite; man bedenke, was es für Staat und Gesellschaft bedeutete, wenn der Bauer durchwegs Individualist wurde.

Das gleiche in der Industrie. Die Helvetik erwies ihr den Dienst, Zunft und Innung zu beseitigen. In der Restauration entstand der Großbetrieb mit Maschine im Eisen- und Textilgewerbe; er ergriff selbst die Uhrmacherei, die doch zum Kleinbetrieb geschaffen schien. Die schweizerische Großindustrie ist eine Schöpfung des wirtschaftlichen Individualismus, des privaten Unternehmergeistes. Der Staat unterstützte sie nicht, schützte sie nicht gegen Sperre und Konkurrenz des Auslandes. In 22 Wirtschaftsgebiete zersplittert, konnte die Schweiz dem Druck des Auslandes nicht mit Gegendruck antworten; die Retorsion gegen Frankreich 1822 enthüllte ihre Ohnmacht. Dafür erwies der Staat der Industrie einen andern großen Dienst: er gab ihr die menschliche Arbeitskraft zur Ausbeutung frei. Kaum, daß sich da und dort schüchterne Schutzgesetze hervorwagten.

So schnitten die neuen Produktionsmethoden tief in den Volkskörper ein. Sie schufen Reichtümer, aber verschlangen die Heimarbeit und damit Tausende von selbständigen Existenzen. Zwei neue Typen heben sich ab: auf der einen Seite der Fabrikherr, der Ausdruck der neuen Wirtschaft; mit seinem Geld, mit der Abhängigkeit Hunderter, mit der Ehrfurcht, der Dienstwilligkeit, die seinem Glück entgegengebracht wurden, eine Macht für sich. Noch verschmähte er es, in die Politik einzugreifen. Wie aber, wenn er sich dazu entschloß? Auf der andern Seite die Fabrikarbeiter mit vierzehn- bis fünfzehnständiger Arbeitszeit bei Tag und Nacht, kargem Lohn und schreienden hygienischen Verhältnissen. Noch ahnten sie die Macht der Organisation nicht; sie waren noch kein Stand, sondern ein Haufe entwurzelter Individuen, Atome eines aufgelösten sozialen Körpers, die jammervollen Vortruppen des organisierten Proletariats. Mit solchen Glücksverlusten werden soziale Durchbrüche und Umschichtungen bezahlt. Die Zeit ging an ihnen völlig irre. Sie wußte nicht, welche Macht die Zukunft den Unglücklichen vorbehielt, und betrachtete ihren Fall als hoffnungslos. Selbst die Gebildeten waren hier blind. Paul Usteri schrieb in der Aarauer Zeitung, das physisch und moralisch verdorbene Spinnervolk begehre niemand.

In der Industrie setzte der Rhythmus des modernen Lebens am schärfsten ein. Der junge Reichtum des Fabrikherrn überflügelte das Vermögen des herrschenden Patriziates; er revolutionierte die hergebrachte Schichtung, die den Hochgeborenen zu Glück und Herrschaft berief, und wies der niedriggeborenen Kraft den Weg nach oben. Damit bahnte sich die Neuverteilung der Macht zu gunsten der Emporkommenden an. Und dann wurden viele Familien, die sich bisher selbst versorgt und ein Dasein für sich geführt hatten, in dem Maß in die Allgemeinheit verflochten, als der Wirtschaftsprozeß sich verfeinerte, was das Verlangen nach Anteil am Staat in Kreise trug, die sich bis dahin nicht darum gekümmert hatten. Die wachsende Zivilisation, die steigende Zahl der geistigen und sinnlichen Genüsse verbreiteten zugleich Lebenslust und Lebensmut in den

Schichten, die sich bisher geduldig mit einem harten Los abgefunden hatten, so daß man versucht ist, die Frage aufzuwerfen, ob unser Volk an Glück gewonnen habe. Aber was heißt Volk, was heißt Glück in diesem Fall, zumal wenn man die Frage unter der stillen Voraussetzung stellt, daß die Staatsform das Glück, das Ganze des Lebens ausmache?

Noch griff die Großindustrie nicht auf die Politik über, zufrieden, daß der Staat sie in Ruhe ließ und ihr die Arbeitskräfte freigab. Und doch stellte sich das Bündnis zwischen Industrie und Liberalismus von selber ein. Beide lebten vom freien Spiel der Kräfte, so sehr, daß, um etwas Gegenwärtiges anzutönen, Paul Usteri in der Aarauer Zeitung gegen ein Verbot des privaten Schnapsbrennens schrieb. Industrie und Liberalismus zerstörten vollends die alte ständische Gesellschaftsordnung und schufen mit Kapital und Wissen die Grundlagen der modernen bürgerlichen Gesellschaft. Beiden waren Überraschungen vorbehalten.

Nun der neue Geist in der Politik. Wieviel von der neuen politischen Richtung nationale Notwendigkeit und fremdes Beispiel war, läßt sich heute nicht mehr errechnen. Wichtiger ist die Frage, wieviel davon erlebt, zur andern Natur, schweizerisch wurde. Es liegt schon vor der Restauration, daß der neue Geist in den Liberalismus überging. Jetzt war der Liberalismus da, in seinem Mittelpunkt Paul Usteri. Er verdankte der französischen Aufklärung sein geistiges Dasein; das Beispiel Frankreichs leuchtete ihm über alles. Als Helvetiker, später als Zürcher Staatsrat beschäftigte er die öffentliche Meinung wie kein anderer; gab er doch zuerst der Schweiz das Beispiel von der freien Schriftstellerpersönlichkeit in der Politik. Um ihn herum die Mitstreiter: Troxler, Laharpe, Zschokke, Sidler. Noch war der Liberalismus keine Partei, sondern nur eine Gesinnung; noch verfügte er nicht über den Gehorsam, den eine Partei ihren Anhängern auferlegt. Noch hatte er keine Organisation, kein Programm. Zu Beginn der Restauration waren nur die Interessen der Herrschenden organisiert; ihr Argwohn verbot die liberale Gegenorganisation. Das Programm wurde durch die Unklarheit der Liberalen selber verhindert. Zwar darüber herrschte

kein Zweifel: weg mit dem Alten, weg mit den Schranken, den Vorrechten, dafür Gleichheit, Individualrechte in weitem Maß! Auch das stand fest: die neue Schweiz mußte fester gefügt werden. Mit der Machtverteilung im neuen Staat begann die Verlegenheit. Von den bösen Erinnerungen der Helvetik verfolgt, sahen die Liberalen in der Demokratie vor allem Demagogie und träumten von einer Herrschaft der Bildung, als ob diese das Selbstverständliche wäre und nicht zu den seltenen Fällen der Geschichte gehörte, da Bildung in der Politik ein Sekundäres ist. Es war ein Irrtum dieser hellen Köpfe, den neuen Geist zu entfesseln und doch der Demokratie abzusagen; erst später sind sie inne geworden, daß die geweckten Triebe, Gleichheit, Wissen, Anspruch auf alles, in die Demokratie oder eine Schauform derselben einmünden mußten.

Zugleich hatte diese Schwäche des Programms eine Seite, wo sie als Stärke des Liberalismus erscheint. Indem die Liberalen auf die große Zahl verzichteten und ihre Werbekraft auf eine Auslese richteten, durften sie mit dem Edelsten ihrer Überzeugung hervortreten, und da auch die Notwendigkeit hinwegfiel, den persönlichen Ehrgeiz von der Partei aus zu versorgen, konnten sie sich in ihren hingerissenen Zirkeln dem Genuß der Ideale mit einer Unbekümmertheit hingeben, die Politikern sonst nicht erlaubt ist. Schon das sichert ihnen ein Andenken, wie es nur längst entrückten Glückseln nachfolgt.

Unter diesen Voraussetzungen unternahmen es die Liberalen, eine öffentliche Meinung zu schaffen und mit ihrer Hülfe durchzudringen. Sie bedienten sich der Presse und der Vereine. Die Presse erlebte in der Restauration ihre entscheidende Umwandlung: vom Sprachrohr der Regierenden wurde sie zur Wortführerin der öffentlichen Meinung. Damit ging die Bildung der öffentlichen Meinung von der Obrigkeit an die Gesellschaft über. Das Erwachen der Presse ist von dem Reiz umgeben, der das Werden einer neuen Großmacht begleitet. Unter dürftigen Umständen arbeitete sie sich empor. Einzig in Genf genoß sie verfassungsmäßigen Schutz, anderswo nur Duldung auf Wohlverhalten hin. Der Argwohn von oben, die Heimlichkeit der Staatsgeschäfte versagten ihr unentbehrliche Nachrichten; von

außen liefen sie nur stockend ein. Eine Neuigkeit von Paris brauchte 7, von London 10, von Konstantinopel 30, von New-york 50 Tage bis in die Redaktionsstube. Gegenüber der modernen Gleichzeitigkeit der Nachrichten aus allen Erdteilen konnte die Zeitung nur ein gestücktes Tagesbild widerspiegeln. Auch fehlte der Presse das finanzielle Rückgrat des Annoncenwesens, so daß eine Zeitung noch kein Geschäft war, sondern vom Verleger ein Gesinnungsoffer verlangte. Das Abonnement kam hoch zu stehen. Dafür wurde die Zeitung mit einer Andacht gelesen, deren unsere Ungeduld nicht mehr fähig ist. Und bereits meldete sich beim Journalisten trotz der bedrängten Lage das neue Selbstgefühl, den Ruhm zu verwalten, Unsterblichkeiten zu schaffen. Bereits hatte er die Einsicht, daß es darauf ankomme, nicht wie eine Sache ist, sondern wie sie in der Zeitung steht. Art und Unart knüpfen hier an, die ernste, unabhängige Betrachtung des Öffentlichen, wie die moderne politische Leichtindustrie. In der Aarauer, dann in der Neuen Zürcher Zeitung gab Usteri das Beispiel einer kühnen und geistreichen Kritik. Daneben gab es bereits eine Presse, die mit dem arbeitete, was unter uns ist, mit dem Skandal. Jedenfalls fand der Liberalismus in der Presse das Mittel, die Lauen aufzurütteln, die Gleichgesinnten zu sammeln. Mit der Presse trug er die Propaganda in die Vereine.

In gesellschaftlicher Hinsicht vollzog sich in der Restauration ein Doppeltes: die alte ständische Ordnung wurde vollends zersetzt, die Gesellschaft in Individuen aufgelöst. Daneben schossen die Vereine empor, die Zofingia, die Helvetische Gesellschaft mit ihren Zugewandten, den gelehrten, den Künstler- und Schützenvereinen, alle schweizerisch gedacht und gerichtet. Denn der Mensch ist ein geselliges Wesen, und die Furcht vor dem Alleinstehen sollte die Parteibildung in zunehmendem Maß begünstigen. In den Vereinen keimten die ersten Ansätze zu einer Neugruppierung der Gesellschaft, und es wäre einer besondern Betrachtung würdig, wie aus diesen Vereinen Parteien wurden, wie sich die Parteien in unsern Tagen anschicken, wieder zu Ständen zu erstarren. Mit den Vereinen warfen die Liberalen dem Land das Netz über; an den Jahres-

festen schürten sie die heilige Flamme. So ein eidgenössisches Schützenfest gehörte vor allem dem Vaterland. Mit offenem Herzen sich auf den Wogen tragen lassen, im Vollgefühl: Heute bist du mit Schweizern aller Gaue beisammen! einen berühmten Mann, Usteri, Sidler, Troxler, frisch vom Stuhl weg eine zündende Rede halten hören, noch einmal froher der Zukunft entgegenatmen und den Überschwang nach Hause tragen, das waren die Festfreuden von dazumal, nicht die Mathematik der Gewinne.

Vor allem hatten es die Liberalen auf die studierende Jugend abgesehen. „In der Zofingia wurde die Jugend für die Politik abgerichtet,“ sagt ein Zeitgenosse. An den Festen der Helvetischen Gesellschaft erhielt sie die höhere Weihe. Hier waltete eine Verfügung besonderer Art. Hier schüttete die geistige Schweiz ihren Reichtum aus. An einer Tafel saßen Usteri, Laharpe, Troxler, Generalvikar v. Wessenberg, Pater Girard. Und der Zauber überwältigte umso mehr, als sich die Versammlungen nicht als Verschwörerkonventikel, sondern als heitere Symposien des freien Geistes gaben. Selbst der bittere Laharpe taute auf und antwortete mit fein verbindlichem Gruß auf einen Trinkspruch *à la harpe de la liberté*. Gar Usteri hatte hier seine großen Tage. Es heißt von ihm, er habe sich die Jugend bei dieser Gelegenheit geisteseigen gemacht. Und wie wenig brauchte es bei dieser Jugend! Um 1800 geboren, hatte sie vor dem erwachenden Auge Napoleon und sog das Unermessliche dieses Namens mit all seinem Ehrgeiz und seiner Verwegenheit in die geweitete Seele. Der Schatten des Titanen ruhte auf der Zeit, und Autorität und Legitimität mußten es sich zu ihrem Schaden gefallen lassen, an ihm gemessen zu werden; er hatte alle Maßstäbe verrückt. So erfuhr die Jugend Segen und Unsegen einer Übergangszeit: erhöhten Gefühlsstand und wankende Grundlagen. Und nun muß man sich vorstellen, wie die denkende Jugend von je gewesen ist: sie ahnt die Halbheiten des Lebens, die Kompromisse, den Maskenwert sovieler Ehrwürdigkeiten; ein überwältigender Verdacht gegen das gebietende ältere Geschlecht befällt sie, daher Absprechen, Besserwissen, Überhebung, Selbstvergötterung, alles verbrämt mit dem

Pathos einer höhern Sittlichkeit. So hat es von je in der strebenden Jugend gegärt. Und nun warf noch der neue Geist seine Triebstoffe in diese Gärung. Der Liberalismus riß der Jugend das Weltbild entzwei, und es ist seither nie mehr ganz geworden. Auf der einen Seite die Macht des Bestehenden, die Gesetzmäßigkeit, die Obrigkeit, die Kirche, die Mehrzahl der Lehrer, auf der andern die Leuchtkraft des neuen Geistes, ein ganzer Chor von Begeisterten, der hochherrliche Redestrom Usteris, der schmetternde Schlachtenruf Troxlers, der muntere Plauderton Zschokkes, die großen Profile von Laharpe und Wessenberg. Was Wunder, wenn es die Jugend übernahm? Auf den Liberalismus fielen die Folgen zurück; denn die Jugend blieb mit der Leidenschaft ihres höhern Wollens, mit ihrer Unverantwortlichkeit nicht auf halbem Wege stehen, sondern verfocht das Neue um des Neuen willen. Das aber war die Auflehnung der Jungen gegen die Alten, zum erstenmal, daß sie sich in der Schweiz bewußt, als Weltanschauung und als Recht der Jugend hervorwagt. Auch hier setzte der Rhythmus des modernen Lebens ein. Mit jeder Generation hat das zugenommen, sodaß wir uns heute wundern würden, wenn es anders wäre. Wir sind über diese Dinge zufällig in Zürich näher unterrichtet. Mit Staunen sehen wir, wie sich die Männer, die in den Stürmen der Revolution und des Kaiserreichs erprobt waren, unter den Pfeilen der Jungen duckten.

So wirkte der neue Geist in fünfzehn Jahren unter der Oberfläche mit einer Schnellkraft, die Jahrzehnte ersetzte. Der alte Staat war dagegen ohnmächtig; einem solchen Gegner ließ sich mit den gewohnten Mitteln der Macht nicht beikommen, zumal sich die Stellung der Aristokratie gegen früher verschoben hatte. Im 18. Jahrhundert war sie über dem Staat gestanden, jetzt stand sie im Staat und bot dem Angriff offene Seiten. Vor der Kritik nahmen selbst ihre Vorzüge häßliche Farbe an. Wohl brachte sie immer noch Staatsmänner von echtem Hochgefühl hervor. Aber sie hatte die Zeit gegen sich. Ihr Vermögen hielt mit der wirtschaftlichen Entwicklung nicht Schritt; sie kam finanziell zurück, zumal die Ehre es ihr verbot, sich am Staat zu erholen. Und dann stiftete der

neue Geist in ihren Reihen selbst Verwirrung und Ratlosigkeit. Er lockte mit den Verheißungen des Individualismus und sprengte das geschlossene aristokratische Standesbewußtsein, das den Verzicht auf Sonderart und persönliche Meinung erfordert. Mit dem Standesbewußtsein gab sich die Aristokratie selber auf. Ihr Verhältnis zum neuen Geist, der die Probleme des Lebens auf die ungeheure Vereinfachung von Freiheit und Gleichheit zurückführte, war hoffnungslos. Als 1830 der Sturm losbrach, hatten sich ihre Grundlagen bereits gelöst.

So bereitete sich der neue Geist die Zukunft; die Zukunft hielt ihm beides bevor: Triumphe und Enttäuschungen.
